



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 20 October 2, 1952

Köln: Bund-Verlag, October 2, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Das zuerst lesen:

Dieses Gesicht des Jungen steht hier für viele Gesichter. Du kannst darin lesen — wenn du willst. Du kannst darin die Geschichte der jungen Generation lesen. Das Gesicht ist nicht so optimistisch, wie du vielleicht erwartet hast... Es ist nicht viel Platz da für Optimismus: Man glaubt nicht mehr an Zukunftsmusik. Die betrügt nur und zaubert jenen Optimismus, von dem man bald enttäuscht ist. Aber irgend etwas ist in diesem Gesicht: Das Bewußtsein, daß einem nichts geschenkt wird, und daß der einzelne bedroht ist. — Das weiß die junge Generation. Und in diesem Heft des AUFWÄRTS zeigen wir Ansatzpunkte, wo etwas getan werden muß und wo die Bedrohung liegt. Wir müssen gegen den „Stolz der dritten Kompanie“ (Seite 1) kämpfen, damit wir nicht demnächst das Opfer dieser Kompanie sein werden. Die „Entführung des Dr. Linse“ (Seite 6) gibt ein Beispiel für die persönliche Bedrohung des Menschen, wie einer das Opfer eines unmenschlichen Regimes wird. Unser Amerikabericht auf Seite 7 zeigt die Verlassenheit des modernen Menschen in der Masse. Wir hier im Westen haben dafür zu sorgen, daß der lebendige Mensch mit seiner lebendigen Seele nicht verlorengeht. In dem Gesicht des Jungen liegt dieses Bewußtsein. Seien wir wach, damit wir nicht in den Sog der Propaganda geraten, damit wir nicht untergehen im Strudel der Massen.

MAN REGISTRIERT

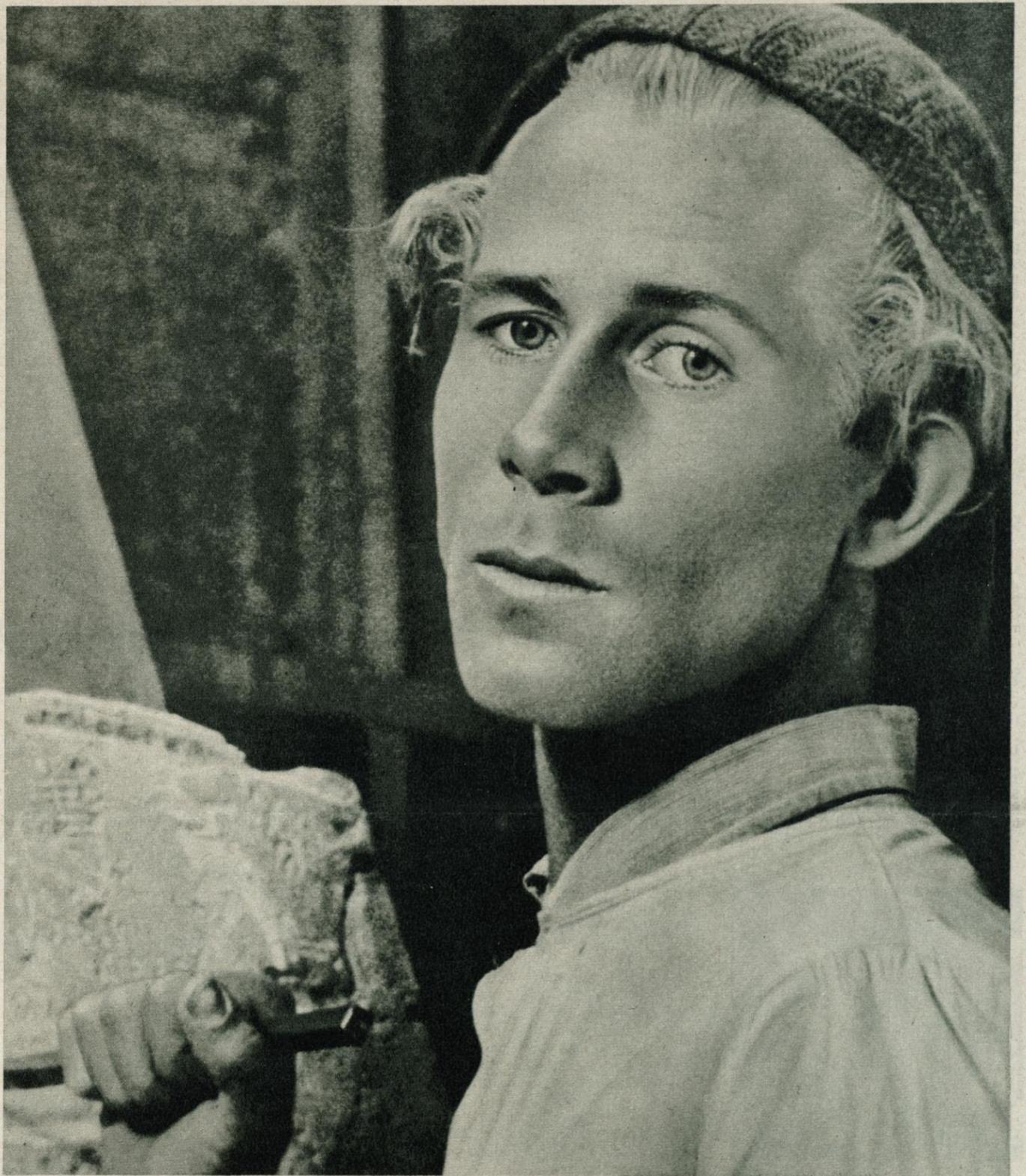
Amt ohne Papierkorb und Türschild

Nehmen wir einmal an, ein Junge wollte sich in Bonn bei einem der Ministerien für den bescheidenen Posten als Botenjunge bewerben. Dann kann es ihm passieren, daß er die Stelle nicht bekommt. Wahrscheinlich wird man ihm einfach sagen, die Stelle sei schon besetzt. Das läßt sich sehr einfach sagen, und man spart unangenehme Erklärungen. Denn gerade in einem Falle, von dem hier die Rede sein soll, wird die Erklärung reichlich unangenehm sein. Für beide Teile.

Aber nehmen wir einmal an, man würde ihm die Wahrheit sagen. Dann müßte man ihm sagen: „Du kannst nicht bei uns arbeiten, denn du warst in der FDJ!“ Und schon wird sich der Junge gegen diese Behauptung verwahren, er wird protestieren, er wird zu klären versuchen... Und schon hat der Personalbeamte all das am Hals, was er sich — siehe oben — erspart hätte, wenn er es sich einfach gemacht hätte.

Nehmen wir nun einmal an, der Junge ist von der Art, die sich nicht so leicht etwas sagen läßt, die sich nicht so leicht abweisen läßt; nehmen wir an, er geht der Sache nach.

Dann wird er eines Tages etwas vom „Bundesamt für Verfassungsschutz“ hören. Aber nur, wenn er wirklich wachsam ist. Denn das Amt ist in Köln, und in ganz Köln hängt nicht an einem einzigen Haus ein Schild, daß da das bewußte Amt sei. Es ist überhaupt ein sonderbares Amt. Es kann einem große und kleine Chancen verderben, wenn man einmal in die Mühle seiner Kartei hineingeraten ist. Natürlich hat es einen Zweck. Es soll Auskunft geben über Strömungen, die gegen die Regierung der Bundesrepublik gerichtet sind. Die Arbeitsweise des Amtes ist eine einfache: man registriert. Man tut nichts als registrieren. Man schreibt auf, vermerkt in Karteien. Und hin und wieder legt man verschiedene Karteikarten nebeneinander und stellt eigenartige Verbindungen fest. Kreuzverbindungen, Querverbindungen, und daraus wird ein ganzes Netz. Eine spannende Sache. Das Amt kann langsam arbeiten und schnell. Aber nicht rückwärts. Es ist klar, daß beim ständigen Sammeln von Informationen auch Notizen vermerkt werden, die sich später einmal als unwichtig erweisen. Daß durch irgendwelche Umstände ein Name in die Kartei gerät, der nie wieder erwähnt wird, der eigentlich nichts mit Kommunisten und Neofaschisten zu tun hat, der da nur einmal im Zusammenhang mit solchen Kreisen ein einziges Mal erwähnt worden ist. Er ist aber erwähnt worden. Das genügt. Er ist drin in der Kartei. Und das genügt, daß zum Beispiel unser Junge seine Botenstelle beim Ministerium nicht bekommt. Denn in der Kartei steht zum Beispiel, daß er einmal mit der FDJ zum Pfingsttreffen nach Berlin gefahren ist. Dabei wollte er nur auf die billige Tour seine Tante in Köpenick besuchen. Von dem SED-Rummel hat er nie etwas gehalten, und zu den Versammlungen der FDJ ist er auch nie mehr gegangen. Doch er ist drin in der Kartei, und da kommt er nie wieder raus. Und deshalb ist das ein sonderbares Amt: das „Bundesamt für Verfassungsschutz“ hat keinen Rückwärtsgang. Die Kartei wird nie gereinigt. Nie die Spreu vom Weizen geschieden. Man kann sich da auch nirgendwo beschweren. Denn dieses kleine Kartezimmer ist niemand verantwortlich als dem Bundeskanzler und dem Innenminister. Ein einzigartiges Amt in einer Demokratie. Man müßte etwas tun für das Amt. Ihm einen großen Papierkorb schenken, damit es ein paar tausend nutz- und sinnlose Karteikarten loswerden kann. Einen Papierkorb. Und ein Schild für an die Haustür.



Der Stolz der dritten Kompanie

Und einiges über diese Kompanie · Das Bonner Innenministerium liefert Dünger für Wehrfreudigkeit

Der „Stolz der dritten Kompanie“ ist nur ein Glied in einer langen Kette. Ein Punkt in einer langen Entwicklung, die man im Verdacht haben kann, gesteuert zu sein. Denn diese Entwicklung ist zu konsequent, als daß man glauben könnte, die Kinobesitzer seien durch die mehr oder weniger begeisterte Aufnahme von „Ein Esel, Herr General!“ ermutigt worden, wenige Wochen später „Okinawa“ zu bestellen. Und wenn es wirklich so ist, daß „das Publikum es verlangt“, wie die beliebte Redensart der Verleiher minderwertiger Filme geht, dann weiß man nicht, worüber man trauriger sein soll — über die gesteuerte Entwicklung oder über die vom Publikum herausgeforderte Entwicklung.

Es ist anzunehmen, daß der Strom der Militärfilme und Militärschauspiele, der seit einiger Zeit die Kinos und Pleitetheater der Bundesrepublik überschwemmt, aus beiden gleich trüben Quellen gespeist wird.

Die Uniform vom Leib

„Ein Esel, Herr General!“, das war noch Spaß. Und der „Schütze Bumm“ erwies sich als angenehme Zwerchfellkur für Anspruchs- und Gedankenlose. Es war nicht selten, daß man die Leute nach der Vorstellung sagen hörte: „Wenn die neue Armee nicht schlimmer wird, als die vom Schützen Bumm, dann geht ich auch noch mal mit.“ Wenn

man so etwas hört, dann weiß man nie, ob man lachen oder weinen soll. Man erinnert sich, wie dieselben Leute vor sieben, acht Jahren noch gestöhnt haben, sie wollten „gern trocken Brot essen“, wenn sie nur „die Uniform vom Leib“ hätten. Und nun kommt hier ein Mann, dem eine Filmgesellschaft ein altes Käppi angezogen und ein paar alberne Witze in seine Rolle geschrieben hat, und schon schlägt das Herz im alten Links-zwo-drei-vier-Rhythmus.

Wir waren keine Banditen

Es ist nicht so, als ob diese Filme sämtlich aus dem Ausland kämen. Wir haben auch in Deutschland geschäftstüchtige Filmverleiher, die scharfe Augen für guten Reibach haben. Zunächst hatte man nur alte Schinken zur Verfügung. Man suchte „Reserve hat Ruh“ aus und warf es auf den Markt. Der Erfolg zeichnete sich in sechsstelligen D-Mark-Beträgen ab. Und schon sahen die Drehbuchautoren ihre Chance. „Reserve rückt ein“, „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren“, „Alte Kameraden“, „Der große Zapfenstreich“, „Einen besseren findest du nicht“, „Wir waren keine Banditen“ und so weiter, und so weiter. So heißen die Titel der deutschen Produktion, die nichts als ein Brei aus Courths-Mahler und P. C. Ettighoffer sind. Aber es sieht bei uns nicht so aus, als ob es lange dauern werde, bis wir beim „Okinawa“-Stadium angelangt sein werden. Fortsetzung S. 3

Die Jugend steht mit vorne

Im Oktober 1949 wurde in München der Deutsche Gewerkschaftsbund gegründet. Vorhergegangen war die Selbstauflösung der Gewerkschaftsbünde in den verschiedenen Ländern und Besatzungszonen. Der Gründungskongreß war ein Ereignis, das in seiner Bedeutung, in seinem Inhalt und seiner Zielsetzung von entscheidender Tragweite für die schaffenden Menschen war. Ob alle oder nur ein Teil der Erwartungen Erfüllung gefunden haben, darüber werden die Delegierten auf dem Berliner Kongreß entscheiden, nachdem sie den Geschäftsbericht des Bundesvorstandes gehört haben.

Für die arbeitende Jugend hatte der Gründungskongreß in München eine ganz besondere Bedeutung. Die Delegierten dieses Kongresses trugen einem Wunsche der Jugend Rechnung, indem sie einen von ihr benannten jungen Menschen in den Bundesvorstand wählten. Dieses war ein erstmaliges Ereignis in der Geschichte der deutschen Gewerkschaften. In den Jahrzehnten vorher spielte die Frage der arbeitenden Jugend auf Gewerkschaftskongressen wohl eine Rolle, doch nie war es zu einer eindeutigen Herausstellung dieser Frage gekommen wie in München 1949, wo die Delegierten besonderen Weitblick bewiesen.

Wo nun nach drei Jahren Rechenschaft über die geleistete Arbeit abgelegt werden muß, steht die Frage: Hat die arbeitende Jugend das ihr geschenkte Vertrauen erfüllt? Hat sie das?

Damals in München erklärte die Gewerkschaftsjugend in einem Aufruf: „Deutsche Mädel und Jungen! Die deutschen Gewerkschaften haben sich seit jeher für euch und eure Interessen eingesetzt. Ihrem Kampf verdankt ihr Urlaub und Freizeit nach mühevoller Arbeit, Schutz vor Ausbeutung, die Gestaltung des Lehrlingsentgelts, der Löhne und einer geordneten Berufsausbildung.“

Wir rufen euch auf zur Mitarbeit in der Gewerkschaftsjugend. Vor uns liegt als Aufgabe die Entwicklung fortschrittlicher Jugendschutz- und Jugendarbeitsschutzbestimmungen und der Kampf für eine bessere Berufsausbildung. Alle Schulen und Bildungseinrichtungen sollen nach unserem Willen in Zukunft arm und reich offenstehen. Charakter, Eignung und Leistung sollen jeden jungen Menschen an den richtigen Platz bringen.

Im Kampf um die Verwirklichung dieser Ziele stehen wir Schulter an Schulter mit unseren älteren Kolleginnen und Kollegen. Ihre Erfahrung und ihr Einfluß erleichtern uns den Schritt in eine bessere Zukunft und das Hineinwachsen in die Verantwortung für Staat und Wirtschaft. Wir Jungen und Mädel der Gewerkschaftsjugend sind stolz darauf, Teil einer so mächtigen und geachteten Organisation zu sein.

Wir rufen euch auf, mit uns zu kämpfen für die Freiheit, das Recht und die gesunde Entwicklung der Jugend in Staat und Gesellschaft.“

Dieser Ruf wurde von der Gewerkschaftsjugend mit lebendigem Geiste erfüllt. Sie ging an die Arbeit. Und nun nach drei Jahren darf sie sagen, sie hat den Alten nicht nachgestanden. Die Gewerkschaftsjugend stand mit vorne im gewerkschaftlichen Kampf, in der Organisation leistete sie einen großen Beitrag zur Festigung und zum Ausbau. Denn erfreulicherweise darf man feststellen, daß im Querschnitt der Anteil junger Menschen, die zur Gewerkschaft kommen, größer ist als der Anteil anderer Altersschichtungen.

Die Arbeit der Gewerkschaftsjugend ist wirksam geworden in der immer größer werdenden Zahl der Jugendgruppen, an der Heranbildung junger Funktionäre und ihrem Anteil an der Jugendarbeit im öffentlichen Leben.

Die Gewerkschaftsjugend hat Formen und Wege gefunden für eine erfolgreiche gewerkschaftliche Jugendarbeit, zwar nicht alles vollendet, manches noch in den Anfängen steckend, doch immer suchend und mit sich ringend.

So kann die Frage, ob die Gewerkschaftsjugend das ihr in München geschenkte Vertrauen erfüllte, nur eindeutig mit einem Ja beantwortet werden. Unsere Jugend steht mit vorne. Sie will kein besonderes Glied in unserer Bewegung sein. Deshalb haben die Älteren eine Pflicht an der Jugend zu erfüllen. Nämlich sie mitzunehmen, ihr Erkenntnisse und Erfahrungen zukommen zu lassen, ihr Raum zu geben und ihr Verantwortung zu übertragen. Nur auf diesem Wege kann das, was in diesen Jahren an Breite und Tiefe in der gewerkschaftlichen Jugendarbeit gewonnen wurde, erhalten und fortgesetzt werden zum Nutzen des Ganzen. Erhalten sich die Gewerkschaften das Vertrauen der Jugend, dann werden sie eine Bewegung bleiben, die immer weiterwächst, getragen von der Kraft und dem Vertrauen der Jugend und der Erfahrung des Alters. H. T.

Unsere Meinung

Wir suchen die ideale Frau!

Plakate verkündeten es von Anschlagssäulen und Häuserfronten. Das Publikum erschien in Massen. Es galt, die ideale Frau zwischen 17 und 70 im Strümpfstopfen, im Schnellzubereiten eines kleinen Essens, im Schreiben einiger liebenswerter Zeilen zu ermitteln. — Sie wurde ermittelt! „Intelligenzfragen“ mußten beantwortet werden. — Sie wurden beantwortet! Es winkten enorme Preise. Sie winkten nicht nur, sondern wurden auch ausgeteilt! An wen? An eine Siebzehnjährige, die sich die größte Gunst des Publikums errang. — So berichtete jedenfalls die Tagespresse einen Tag nach der Veranstaltung. Nach zwei Tagen kam der große Knall! Man las die Schlagzeilen: „Ideale Frau ein Kind“ — „Publikum und Jury getäuscht“ — „Im Dezember erst 16 (sechzehn) Jahre.“

Man fragt: „Wie konnte es geschehen?“ Und man antwortet: „Wir leben nun einmal im Zeitalter der Verjüngung.“ — „Natürlich“ ist die Schuld weder bei den Veranstaltern, noch bei der Jury, noch beim Publikum zu suchen. „Das auf Backfischalter zuschreitende Kind sah wahrhaftig so aus, als wäre es schon 17, wie es auch bei der Vorstellung erklärt hatte“ — schreibt die Presse. Frage an die Veranstalter: „Haben Sie schon mal etwas von Personal- oder sonstigen Ausweisen gehört?“

Und wie heißt es doch im Gesetz zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit? „Der Zutritt zu Varieté-, Kabarett- und Revueveranstaltungen darf Jugendlichen unter 16 Jahren nicht gestattet werden!“ — Man kann obige Veranstaltung wohl als Revueveranstaltung bezeichnen.

Noch ein Wort über die Geschenke: Sie häuften sich derart, daß zwei Stühle zu ihrer Belegung nicht ausreichten. Dagegen ist nichts zu sagen. Irgendwo müssen sie ja schließlich niedergelegt werden. Einzuwenden wäre aber etwas gegen die sich unter den Geschenken befindliche Dreiliterflasche „Asbach Uralt“, mit der das auf „Backfischalter zuschreitende Kind“ als „ideale Frau“ glückstrahlend nach Hause zog! — So geschah am Sonntagvormittag, dem 21. September 1952, in Siegen in Westfalen.

Letzte Frage: Was mögen wohl all die vielen idealen Hausfrauen gedacht haben, die an diesem Sonntagvormittag zu Hause blieben und dafür sorgten, daß für die ganze Familie ein sonntägliches Mittagessen auf den Tisch gestellt wurde? F. L.

Wilhelm Pieck

bei seinem 1000. Patenkind

„Vom sechsten Kind an hält er über das letztgeborene einer jeden Familie seine schützenden Hände und kümmert sich selbst um sein Wohlergehen“, schrieb die (Ost-)Berliner Illustrierte in ihrem ersten Januarheft. Im selben phrasenhaften Stil geht es weiter: „Zu Weihnachten übersandte der Patenonkel seinen Kindern Geschenkpakete, die von fleißigen (!) HO-Verkäu-

ferinnen liebevoll (!) zusammengestellt wurden.“ Ein Großfoto zeigt den leutselig lächelnden Pieck in seiner Patenschule in Ost-Berlin. Kinder, selbige Kinder mit viel Blumen, Lehrer mit feierlichen Gesichtern — nichts fehlt. Dann bedecken zehn Fotos reizender Kleinkinder zwei Seiten der Zeitschrift. Die Unterschriften schildern die Patenkinder als „selbstsicher“, „gar nicht ängstlich“, „immer aktiv“ usw.

Das Ganze ist so plump, aber es zielt genau ins deutsche Herz und Gemüt — und es trifft! Ende vorigen Jahres waren es 500, jetzt sind es schon über 1000 Patenkinder; für das erste halbe Tausend waren über zwei Jahre, für das zweite eben sechs Monate notwendig!

Nummer 1000, das siebte Kind einer Arbeiterfamilie in Leipzig, die früher in den deutschen Gebieten ostwärts der Oder-Neiße wohnte, wurde von Wilhelm Pieck am 2. Juni aus Anlaß des FDJ-Parlamentes aufgesucht. Er überreichte — fotografiert und gefilmt natürlich — eine goldene Armbanduhr mit eingravierter Widmung, das obligatorische Sparkassenbuch mit 100 DM Einlage und ein Paket mit Säuglingswäsche (darüber werden sich die Eltern besonders gefreut haben, denn sie ist noch immer knapp und teuer!).

Die anderen sechs Kinder erhielten FDJ- und Pionierkleidung. Ob der Älteste gleichzeitig ein Kleinkalibergewehr erhielt, um „Auge und Hand für die Verteidigung des Friedens und des Vaterlandes üben“ zu können, war nicht festzustellen. Die strahlenden Eltern — Vater ist mehrfach ausgezeichnete Bestarbeiter in den Leipziger volkseigenen Eisen- und Stahlwerken — bekamen einen großen Präsentkorb.

Wie aus vielen Einzelmeldungen und Reportagen hervorgeht, sind die über tausend stolzen Väter der Patenkinder überwiegend Handarbeiter, darunter viele Ungelernte. Diese Feststellung soll keine Abwertung sein, sondern lediglich die Tendenz der expansiven Bevölkerungspolitik der Kommunisten aufzeigen, die sich mit der des Dritten Reiches, aber auch mit der französischen deckt. K. F.

Die andere Meinung

Ich war Delegierte zum IV. Parlament der FDJ in Leipzig. Als erste in unserem Betrieb, WMW-Schleifmaschinenbau Berlin, verpflichtete ich mich, zur Volkspolizei zu gehen. Drei andere Freunde folgten meinem Beispiel.

In einer Leistungssitzung haben wir dann beraten, wie wir noch mehr Freunde für den Ehrendienst in der Volkspolizei gewinnen können. Zuerst wurde festgestellt, welche Freunde und Kollegen überhaupt dafür in Frage kommen. Danach fanden auf Grund unseres Vorschlages laufend Diskussionen mit allen Kollegen über die Bedeutung der nationalen Streitkräfte statt. Bei der Auswahl der Freunde, die mit diesen Jugendlichen über ihren Eintritt in die Volkspolizei diskutieren sollten, ließen wir uns davon leiten, daß es sich dabei nur um solche Freunde handeln darf, die nicht nur in ihrer gesellschaftlichen Arbeit, sondern auch fachlich gut sind.

An dieser Stelle veröffentlichen wir regelmäßig und ohne Kommentar Beiträge aus der Sowjetzonen-Presse

Inge berichtet über ihre Arbeitsmethoden

Schon in kurzer Zeit waren, zum Teil nach stundenlangen Diskussionen, acht Freunde gewonnen, und wir wurden dafür von der Kreisleitung der FDJ mit dem roten Banner ausgezeichnet. Wir verpflichteten uns, bis zum Wiedersehenstreffen in Halle 30 v. H. aller in Frage kommenden Jugendlichen unseres Betriebes für die Volkspolizei zu werben. Zuerst diskutierten wir mit den Jugendlichen, die besonders hartnäckig in ihrer Gegenargumentation waren, weil wir uns sagten: Haben wir erst einmal diese Freunde gewonnen, dann besitzen wir eine viel breitere Diskussionsbasis im Betrieb.

Wenige Tage vor dem Wiedersehenstreffen wurden wir mit dem Stalin-Banner ausgezeichnet, und in Halle bekam unsere Grundeinheit den Ehrennamen „Philipp Müller“ verliehen, weil aus unserem Betrieb nicht nur 30 v. H., sondern inzwischen alle in Frage kommenden

Jugendlichen für die Volkspolizei gewonnen wurden. Wir beschlossen deshalb, unsere Werbearbeit in anderen Grundeinheiten fortzusetzen. Um noch mehr Freunde mit den Methoden der Werbung vertraut zu machen, nahm ich jeweils noch einen guten Freund in andere Grundeinheiten mit. Es gelang uns, sechs weitere Freunde für die Deutsche Volkspolizei zu gewinnen. Wir gehen jedoch nicht nur in Betriebe, sondern auch in Jugendheime und diskutieren dort mit den Jugendlichen über ihren Eintritt in die Deutsche Volkspolizei.

Dadurch, daß ich bei jedem Einsatz einen anderen Freund unserer Grundeinheit mitgenommen habe, geht die Werbearbeit auch jetzt, seitdem ich in der Kreisleitung arbeite, erfolgreich weiter.

Inge Weiß,
Kreisleitung der FDJ, Berlin-Mitte.

UNSERE KLEINE WOCHENSCHAU

Sie heiraten

„Die Liebe ist der Totengräber der Konservativen Partei“, beklagte sich in Yorkshire Wilson Dunn, führendes Mitglied der konservativen Jugendorganisation. In einigen Landkreisen, sagte er, hat dieser Jugendbund praktisch aufgehört zu bestehen. Grund: Die Mitglieder heirateten sich und traten aus der Partei aus.

Alle Strophen lernen

Die bayrischen Schulkinder sollen alle Strophen des Deutschlandliedes lernen. Bei feierlichen Anlässen soll jedoch nur die dritte Strophe gesungen werden. Dies will die FDP im Bayrischen Landtag beantragen.

Keine Kommerzienräte

Der Bayerische Landtag hat mit knapper Mehrheit einen Antrag der Bayernpartei abgelehnt, verdienten Juristen, Ärzten und Kaufleuten wieder Titel wie „Justizrat“, „Sanitätsrat“ und „Kommerzienrat“ zu verleihen.

Sowjet-Vornamen

Die Moskauer „Literatur-Zeitung“ kritisiert die sowjetischen Eltern wegen der „grotesken Vornamen“, die sie ihren Kindern geben. Namen wie „Elektrizität“, „Hydraulische Presse“ oder „Radiogoniometer“ seien ungeeignet.

Sechs Schläge je Tag

Vor dem Schöffengericht in Rosenheim (Bayern) verteidigte sich ein wegen „Körperverletzung im Amt“ angeklagter Lehrer damit, daß er sich streng an die „amtlich genehmigten sechs Schläge je Tag und Schulkind“ gehalten habe. Schummeln ist da nicht möglich, denn neben Prügeln erhalten die Kinder in Bayern Schulen auch Rechenunterricht.



FDJ auf Friedenswacht: „Wat machen wa bloß, wenn nu der schwarze Mann kommt?“

Parlament und Volk

Bundestagspräsident Ehlers berichtete im Schweizer Rundfunk, er erhalte jährlich 15 000 Zuschriften aus der Bevölkerung. Seit 1949 hätten etwa 600 000 Besucher sich das Bundeshaus angesehen. Das sei ein Zeichen für ein gutes Echo des Parlaments im Volk.

An kurzer Leine

Schuljungen, die in der Umgebung von Hildesheim Drachen steigen lassen wollen, werden von der Polizei darauf kontrolliert, ob die Schnur länger als 100 Meter ist. Die Behörden von Hildesheim fürchten, daß höher fliegende Drachen den neuerwachten Segelflugsport gefährden könnten.

Auch eine Reklame

Unter einem riesigen Regenschirm regelte während eines Gewitterregens ein Schutzmann im Zentrum Nürnbergs den Verkehr. Eine Nürnberger Firma hatte das schutzpendende Dach zur Verfügung gestellt und schrieb in einem Begleitbrief: „Wenn man einen Hund nur für eine Stunde solchem Wetter aussetzen würde, bekäme man todsicher mit der Polizei zu tun, die ihre eigenen Beamten in solch mörderischem Regen Dienst tun läßt.“



Der Stolz der dritten Kompanie

geht hier weiter

Man muß das Publikum lenken.
Und obzwar der Friede erfreulich ist
Und Krieg, wenn Sie wollen, abscheulich ist —
Man muß die Leute gewöhnen,
Sich nach Wehrbereitschaft zu sehnen.

(Aus dem Münchener Kabarett „Kleine Freiheit“)

Die Zeit ist sogar ausgesprochen günstig dafür. Die Ventilatoren im Innenministerium lassen ein warmes Windchen säuseln, so daß die alten Fanfarenbläser zum „Sammeln!“ blasen. „Sammeln!“ für die alte Garde, die Filme mit neuem Heldentum und guten Deutschen und bösen Feinden machen soll. Ein warmes Windchen, das den überblühenden Pflanzen von altem Militärgewächs beim Sprießen helfen soll. Um so mehr, als das Innenministerium für Filme „zeitgemäß-politischer“ Prägung wachstumsfördernden Dünger in Form von Bundesbürgschaften frei Studio liefert.

Der Plan von Bundesbürgschaften für den deutschen Film war vor einiger Zeit ins Leben gerufen worden, um dem schwachbrüstigen deutschen Nachkriegsfilm auf die Sprünge zu helfen und ihn international konkurrenzfähig zu machen. Damit nun auch Kraut von Unkraut geschieden werde, setzte man einen Bürgschafts-Ausschuß ein, der über die Qualität der zu unterstützenden Filme zu befinden hatte. Daß der „Sünderin“ übrigens auch eine Ausfallbürgschaft von rund 300 000 DM ins Strumpfband gesteckt wurde, sei nur ganz weit draußen am Rande erwähnt.

Dawai Dawai

Bundesbürgschaft also zur Aufpäppelung des deutschen Nachkriegsfilmes. So weit, so gut.

Nun hat sich in München ein Heimkehrer aus langjähriger Haft in Sowjetgefangenenlagern darangegeben, einen Film über das Leben deutscher Männer hinter Sowjetstacheldraht zu drehen. Man darf erwarten, daß es ein so nüchterner, ehrlicher und unpathetischer Film werden wird, wie er niemals am Schreibtisch eines Routinedrehbuchschreibers hätte entstehen können. Die Schauspieler in Peter Bambergers „Dawai Dawai“ sind keine Stars, sondern einfache Heimkehrer und DPs, die die besten Jahre ihres Lebens einem unmenschlichen Schicksal opfern mußten. Peter Bambergers Film ist ein Film ohne Haß und ohne Verzerrung. Ein nackter, harter Tatsachenbericht. Im Mittelpunkt stehen das Leiden und die Sehnsucht ungezählter deutscher Soldaten hinter Stacheldraht.

Bonn hatte sich im vorigen Jahr ermutigend zu Peter Bambergers „Dawai Dawai“ ausgesprochen. Also begann man zu filmen und Hoffnung auf eine 35prozentige Bürgschaft zu hegen. Die will Bonn auch geben, aber...

Frisch - fromm - fröhlich - frei

Jetzt kommt das große „Aber“: Nur wenn Peter Bamberger seinen Film unter Verwendung der neuesten bundespolitischen Erkenntnisse dreht. Als da wären: eine deutliche antisowjetische Tendenz, Heldentum nach berühmtem Muster, und zwar die deutsche heldenhafte Verteidigung der Ostfront und nicht zuletzt das barbarische Benehmen asiatischer Horden. Alles Dinge, mit denen Peter Bamberger in seinem Film nichts zu tun haben wollte. Es sollte ja der Film eines ergreifenden Schicksals werden und nicht eine Propaganda für eine militante Politik. Was genau das Gegenteil ist.

„Wer wie ich jahrelang als Kriegsgefangener in der Sowjet-Union hinterm Draht sitzen mußte, von dem kann man keinen positiven Gedanken zum Wehrbeitrag erwarten“, sagt Peter Bamberger. Aber — wenn nein, keine Bürgschaft.

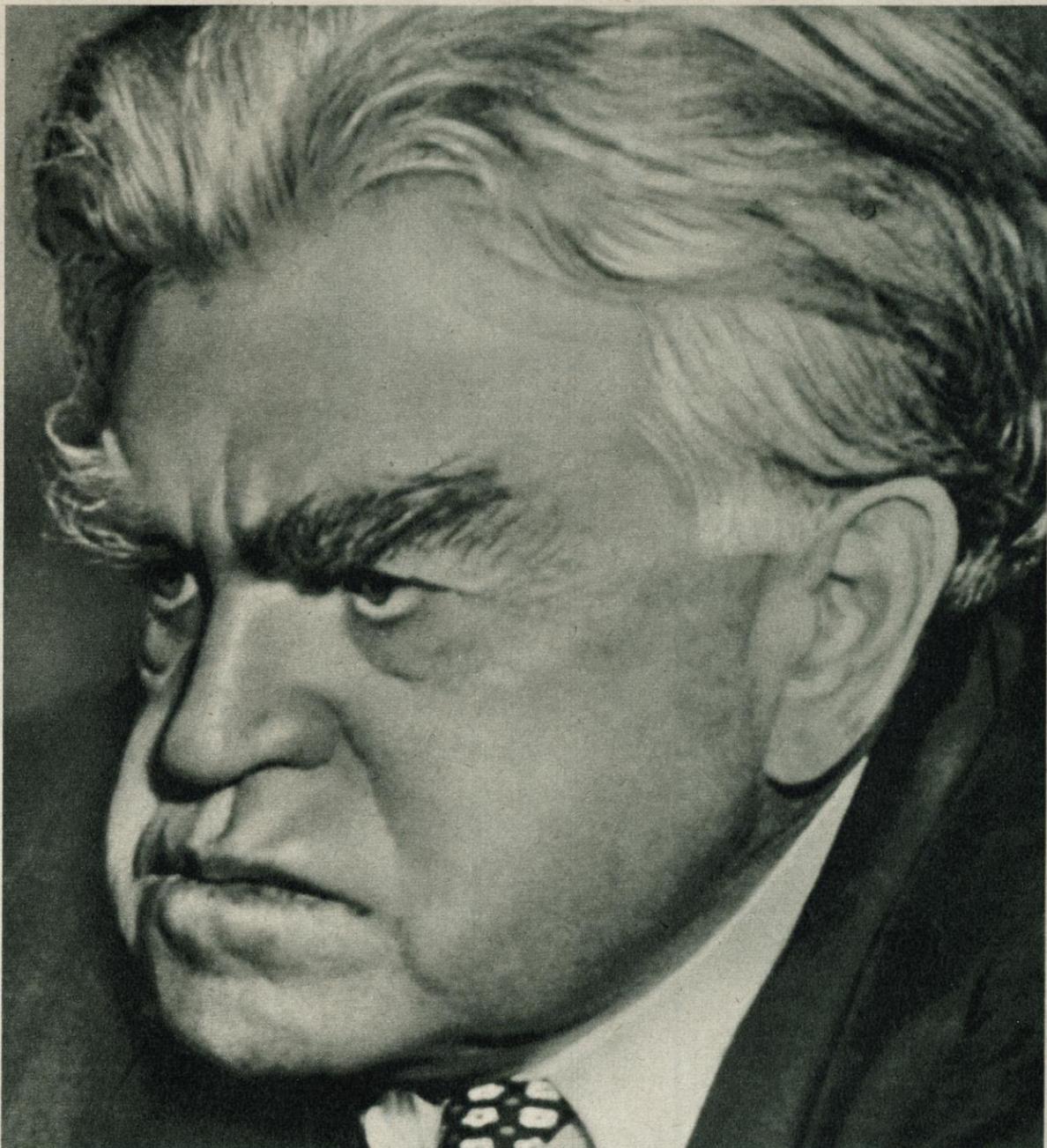
So wird ein wahrer Film zunichte gemacht oder ein aufrechter Mann gezwungen, seine Seele zu verkaufen. Und das zu einer Zeit, wo albernere blöder Militärkitsch über tausend deutsche Bühnen geht und mit dem fadenscheinigen Liedchen vom frisch-fromm-fröhlich-freien Landsknechtsleben den Leuten die Poren verstopft werden.

Mir macht es Spaß

Es gab im Rommelfilm viele Augenblicke, in denen Frauen zum Taschentuch griffen, als sie sich wieder an die Schrecken vergangener Jahre erinnerten. Ich vergesse nicht, wie einmal bei den Szenen, in denen schweres Artilleriefeuer über die Leinwand geht, eine Mutter zu ihrem Jungen sagte: „Ist das nicht schrecklich?“ Und der Junge mit gebannten Augen erwiderte: „Ich weiß nicht, mir macht es Spaß.“

Wir, die wir den Krieg bewußt miterlebt haben, wir sind vielleicht (hoffentlich) von der Kriegslust geheilt. Aber genau so, wie wir versäumt haben, uns dagegen immun zu halten, weil wir über die fadenscheinige Fassade der „Schütze-Bumm“-Filme die Massengräber im Hürtgenwald vergaßen, so haben wir bei der Erziehung Jugendlicher, die den Krieg nicht mehr aus einem starkem Erleben kennen, jämmerlich versagt. Und das waren tödliche Versehen. Denn vom Schützen Bumm bis zum Helden von Burma ist es nicht weiter als vom Kriegsfilm zum Krieg. Ein wahres, aufrüttelndes „Dawai Dawai“ wäre vielleicht eine letzte Chance zum Wachwerden aus trügerischem Dahindämmern gewesen.

Darum mag eine gewisse Sorte von Leuten stolz auf ihren „Stolz der dritten Kompanie“ sein. Wir halten diese Kompanie nebst ihrem „Stolz“ für eine Schande.



Der Löwe setzt zum Sprung an. John Lewis, Vorsitzender der Vereinigten Bergarbeitergewerkschaft Amerikas, drohte mit dem Streik von 300 000 Bergarbeitern. Seine Verhandlungen mit mehreren großen Bergbaugesellschaften endeten in der Sackgasse. Nach Lewis' traditionellem Grundsatz „Ohne Vertrag keine Arbeit“, tritt er auch diesmal wieder für das Recht ein.



Eine Insel im Ozean der roten Haie ist Westberlin. Auf dieser Insel steht das DGB-Jugendheim Wannsee. Siehe Seiten 4 und 5 „Das ist Berlin“.



Wohin rollt der Wagen, Kollege Blank? Der Sicherheitsbeauftragte der Bundesregierung, Theodor Blank — ehemals 3. Vorsitzender der Eisenbahnergewerkschaft Deutschlands —, fährt zum alliierten Manöver nach Westfalen ins Sennelager.



Die Negeroper „Porgy and Bess“ wurde in Berlin für Deutschland erstaufgeführt. Amerika brachte uns damit eine seiner besten Volksoperen: Die ergreifende Liebesgeschichte eines Bettlers und eines leichtfertigen Mädchens. Nach Hitlers „heroischem Zeitalter“, den Jahren des Rassenhasses, müßten alle Deutschen diese Oper sehen. Fotos: 3 dpa, 1 DGB

Ich war im Gefängnis

Seid ihr schon einmal dabeigewesen, wenn einer sich um eine Stelle bewirbt und dann „gestehen“ muß, er sei schon einmal im Gefängnis gewesen?

Seid ihr schon einmal dabeigewesen, wenn der Chef und die Sekretärin und das Lehrlingmädchen und der Portier dann auf einmal ganz anders wurden — so, als wenn der Mann gesagt hätte, er habe die Lepra?

Seid ihr schon einmal dabeigewesen, wenn der Mann sich dann langsam umdrehte, „entschuldigen Sie“ murmelte und dann ganz unscheinbar zur Tür hinausging?

Und — wenn die Tür dann zu ist — dann räuspert sich der Chef und läßt sich eine Akte geben und raucht eine dicke Zigarre, und keiner hat etwas gesehen, es ist gar nichts gewesen, die letzten fünf Minuten haben überhaupt nicht stattgefunden.

Es gibt viele solcher fünf Minuten an jedem Tag. Und jedesmal, wenn solche fünf Minuten dann vorbei sind und sich wieder eine Tür mit dem Geräusch der Endgültigkeit geschlossen hat — dann denkt der Mann, der hinausging, seine Gedanken. Über die Gerechtigkeit zum Beispiel sind diese Gedanken. Im Namen der Gerechtigkeit nämlich war er ins Gefängnis geschickt worden. Er hat seine Zeit abgesessen, seine Schuld gesühnt. Er hat sich vorgenommen, sein Leben zu ändern. In den langen einsamen Stunden in der nackten Zelle hat er vielleicht von einer kleinen Anstellung geträumt, von einem kleinen möblierten Zimmer, von der Kinovorstellung samstags abends und sonnigen Spaziergängen sonntags mittags. Und dann war es auf einmal soweit. Mit einem kleinen Paket unter dem Arm ging er aus dem Gefängnis. Er war wieder ein freier Mensch. Wirklich?

Er fand ein Zimmer fürs erste, und dann kaufte er sich eine Zeitung. Er las den Anzeigenteil und schrieb sich ein paar passende Stellen heraus. Am nächsten Morgen zog er los mit viel Unternehmungslust. Und am Abend kam er wieder. Niedergeschlagen, enttäuscht, verzweifelt. Die Gerechtigkeit hatte ihn ins Gefängnis geschickt. Gut. Das hatte er eingesehen. Aber jetzt das — war das auch Gerechtigkeit? Überall hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen. „Ja, also, Sie müssen einsehen, nicht wahr...“ das war das, was er überall zu hören bekam. Die das sagten, das waren doch die „Gerechten“? Oder nicht? Die niemals etwas mit einem Gericht zu tun gehabt hatten, die niemals einen Fehlschritt taten, die immer auf dem rechten Wege blieben — das waren die, die ihn verurteilt hatten, oder?

Tag für Tag bleibt es das gleiche. Zehn, zwölf Anzeigen aus der Zeitung. „Guten Tag, ich komme wegen der Stelle...“

Eine freundliche Unterhaltung, eine angebotene Zigarette, eine kleine Frage, nur eine Formsache, so ganz nebenbei: „Sie sind doch nicht vorbestraft, nicht wahr?“ „Doch.“

Auf einmal wird es sehr kalt im Zimmer. Und ein paar Monate später steht der Mann wieder vor dem Gericht.

„Ein hartgesottener Verbrecher!“ sagt der Richter, „Rückfall!“

Wer eigentlich auf der Anklagebank hätte sitzen müssen, das sind wir. Wir selbst. Wir, die wir wegen unserer Vorurteile und Überheblichkeit den Mann daran gehindert haben, wieder ein Mitglied unserer Gesellschaft zu werden. Wir, die den Mann auf die Straße geworfen haben mit einem unbedachten Wort, einem albernen Witz — das alles kann sehr weh tun. Und in der Stimmung des Ausgestoßenseins, da kann man leicht zum Opfer dunkler Gedanken werden. „Es hat ja doch keinen Zweck!“ Das ist das Wort, das am Ende steht.

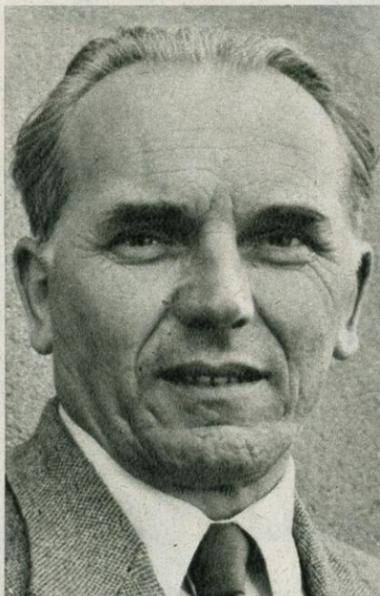
Hier hat eine Gruppe der Gewerkschaftsjugend eine große Verantwortung erkannt. Und eine große Chance, zu helfen. Die meisten der Verurteilten haben durch ihre Tat Familie und Heimat verloren. Frühere Freunde und Bekannte lassen nie mehr etwas von sich hören, machen nach der Entlassung einen großen Bogen um sie. Hier sahen die Leute von der Gewerkschaftsjugend Butzbach, daß man mehr könne, als nur Gruppenabende abhalten und Wanderfahrten machen. Sie gingen hin und nahmen sich der Gefangenen an. In der Hauptsache in der Jungmänner-Abteilung. Daß die Gewerkschaftsjugend sich während der Haftzeit um die jungen Leute im Gefängnis mit Vorträgen, Laienspielen und der Vorführung guter Filme kümmert, ist wichtig. Denn Einsamkeit verhärtet das Herz. Aber daß sie ihnen auch nach der Entlassung zur Seite stehen wollen, das ist viel wichtiger. Sie helfen bei der Suche nach einer Anstellung. Sie sprechen mit Meistern und Chefs, und wenn die gewesenen Häftlinge nach ihrer Entlassung in eine andere Stadt gehen wollen, dann wird die Gewerkschaftsjugend in der anderen Stadt gebeten, sich etwas darum zu kümmern, daß der junge Mann nicht hilflos in einer fremden und feindseligen Welt steht.



Landesvater könnte man Prof. Ernst Reuter, den Regierenden Bürgermeister von Berlin, nennen, denn seine Stadt gehört noch nicht zur Bundesrepublik.



Ernst Scharnowski, Vorsitzender des DGB-Landesbezirks Berlin, einer der markanten Köpfe im Kampf um Berlin. Von vielen verehrt, von einigen gehaßt.



Der Diplomat und die Bergbauern

Ein hoher Diplomat brachte jedes Jahr einen Teil seines Urlaubs in der Schweiz zu. Ganz oben in den Bergen von Graubünden bewohnte er ein einfaches Zimmer bei einem der Milchbauern, die dort ihre malerischen, aber ärmlichen Holzhäuser haben.

In der Einsamkeit der Berge, bei guter Luft und einfachster, fleischloser Nahrung erholte sich der Diplomat von der Arbeit, den Festen und der ungesunden Lebensweise des übrigen Jahres. Als er wieder einmal bei den Bergbauern ankam, begrüßte ihn sein Hauswirt in recht niedergeschlagener Stimmung.

Nach der Ursache seines Kummers befragt, erzählte der Bauer, daß das Jahr sehr schlecht war. Man zahle für Milch, Butter und Käse nicht genug. Dazu komme, daß ein Bauer den anderen unterbiete und in allen möglichen Formen Konkurrenz mache. Auch sei die Käseerei im Hause nicht ertragreich. Sie koste Arbeitskraft und Geräte und bringe die Kosten kaum herein. Und die langen beschwerlichen Wege, die jeder einzelne in die Stadt hinunterzugehen habe, seien Zeit- und Geldverlust.

„Könnt ihr euch denn nicht in einer Genossenschaft vereinigen“, sagte der Diplomat. „Da habt ihr dreißig Bergbauern eine einzige Käseerei, habt einen Preis und könnt mit ein paar Knechten das gemeinsam betreiben, was euch einzeln zu viel kostet. Die Genossenschaft verrechnet alles und verteilt die Reineinnahme auf jeden einzelnen nach der Menge der Milch, die er abliefern.“

Sehen Sie:

In deinem Friedrichshain ruht

Am 13. März 1848 überreichten Berliner Arbeiter dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. eine Bittschrift, in der es heißt:

„— In dieser schon seit Jahren für uns so schwer bedrängten und drückenden Zeit wagen es die Arbeiter jedes Standes eine Bitte an Ew. Majestät zu richten. Diese Bitte ist um schleunige Abhilfe der jetzigen großen Not und Arbeitslosigkeit aller Arbeiter und Sicherstellung ihrer Zukunft. Der Staat blüht und gedeiht nur da, wo das Volk durch Arbeit seine Lebensbedürfnisse befriedigen und als fühlender Mensch seine Ansprüche geltend machen kann. Wir werden nämlich von Kapitalisten und Wucherern unterdrückt, die jetzigen bestehenden Gesetze sind nicht imstande, uns vor Elend zu schützen. Wir wagen daher Ew. Majestät untertänigst vorzustellen, ein Ministerium bestellen zu wollen, ein Ministerium für Arbeiter, das aber nur von Arbeitgebern und Arbeitern zusammengesetzt werden darf und deren Mitglieder nur aus beider Mitte selbst gewählt werden dürfen.“

Der König geruhte zu versprechen. Er grüßte die schwarzrotgoldene Fahne, er berief ein liberales Ministerium, aber die Herrlichkeit dauerte nur so lange, bis der König Soldaten zu seiner Verfügung hatte, dann wurde geschossen, und am 22. März wurden 183 Särge hinaus zum Friedrichshain getragen. Berlins Opfer mahnten, und aus Bonn kam die Antwort: Bonns Studierende schrieben an die Kämpfer Berlins: „Die Schranken sind gefallen, die Zwingherrntrug und Zwingherrnlist zwischen uns erhoben, um uns zu trennen in vereinzelte Teile, als ohnmächtige Werkzeuge ihres Willens. Wir sind ein großes, ein freies Volk, ungehindert reichen wir uns die Bruderhand, und vom äußersten Westen der deutschen Nation rufen wir Euch zu: Ehre und Ruhm Euren Toten, die im großen Kampfe für unser Recht und unsere Freiheit gefallen. Ihr seid vorangegangen,

DAS IST B

deutsche Brüder, im ernstesten heiligen Kampfe. Ihr habt ihn durchgekämpft und den ersten Siegeserlangen. Aber Ihr steht nicht allein, zählt auch uns in der Stunde der Entscheidung, mit Euch stehen wir geschert um Deutschlands Banner und wehe dem, der gegen uns, die Kämpfer für die heiligsten Güter der Menschheit, das Schwert erhebt.“

Ja, das war 1848! Dem feierlichen Gelöbnis aus Bonn folgten keine Taten.

Zwischen Potsdam und dem Brandenburger Tor

Preußen hatte Frankreich besiegt. Über den Gräbern der Pariser Kommunisten stieg 1871 die schwarzweißrote Fahne des Deutschen Kaiserreiches auf, und Berlin wurde der Mittelpunkt des Drills, des Kommißstiefels. Das Bürgertum gaffte, wenn die „Maikäfer“ zur Hasenheide hinausmarschierten, wo im Stechschritt der Wille gebrochen, die Soldaten zu Werkzeugen gemacht wurden, bereit, auf Vater und Bruder zu schießen, wenn es der Kaiser befahl. Der schnaubbärtige Polizist mit der Pickelhaube, der jeder Arbeiterversammlung beiwohnte, wurde zum Symbol der Unterdrückung. Aus Berlin kam das Sozialistengesetz, aus Berlin kamen all die Verfolgungsmaßnahmen gegen die erstarkende Arbeiterbewegung, aber bei Borsig, bei Siemens, bei der AEG, in all den Berliner Großbetrieben blieb die Erinnerung an den Friedrichshain wach. Berlins Arbeiterbewegung formierte sich und stand vorn bei den Lohnkämpfen, die die Folge des Krisenkatzenjammers waren, der den Gründerjahren folgte.

...Untern Linden die alten Bäume blühen...

„Meine Herren, der Kriegsminister hat die Frage aufgeworfen, wieviel wir doch der Firma Krupp in Deutschland verdanken. Der Herr Kriegsminister hätte sich doch einmal die Frage vorlegen sollen, ob die Leistungen der Firma

Das ist die Berliner Luft, Luft... singen wir in weinfroher Stunde und denken an „die Linden“, Wannsee, Alexanderplatz und Rummel in Treptow und denken nicht an die Mietskasernen in Moabit: 1. Hof, 2. Hof, 3. Hof, 4. Hof, 5. Hof... Aber das ist Berlin und vielleicht mehr Berlin als Linden und Wannsee. Hier wohnten und wohnen zum Teil noch die Arbeiter Berlins. Fotos: DGB-Bildstelle, Telegraf Walter



in Schulden. Und weil so die ganze Wirtschaft schlecht geht, gibt es auch so viele Arbeitslose. Ihr hier oben habt keine Ahnung davon, in welcher entsetzlichen Not Millionen in dem alten Europa leben.

Der Bergbauer sog an seiner Pfeife und schwierte. Dann begann er nach ein paar Minuten: „Ihr habt uns, Herr, voriges Jahr einen großen Dienst erwiesen und einen guten Rat erteilt. Ihr dürft in jedes Haus der Bergbauern gehen, und überall wird man Euch danken. Aber warum seid Ihr nur klug, wenn Ihr anderen einen Rat gebt? Könnt Ihr denn aus den vielen einzelnen Staaten in Europa nicht auch eine Genossenschaft machen? Da ging es dann doch auch besser. Ich bin ja nur ein einfacher Bauer, aber das verstehe ich: wenn die Völker einander hassen und sich alles mögliche zuleide tun, dann kann es doch nicht vorwärtsgehen.“

Tut euch zusammen in Europa! Wozu denn Feindschaft, an der jeder nur mager wird und arm?

Da nickte der Diplomat und klopfte dem Bergbauer auf die Schulter.

„Ihr seid ein kluger Kopf, Bauer! Das ist es auch, was uns in Europa fehlt. Mit unseren ewigen Feindschaften gegeneinander bleiben unsere Staaten arm und bringen es auf keinen grünen Zweig. Versöhnung brauchen wir und Zusammenarbeit in einer großen Genossenschaft. Und der Deutsche muß dem Franzosen die Hand reichen, und der Franzose muß kräftig einschlagen, und alle zusammen müssen auch zusammenarbeiten, ihre Waren herstellen und verkaufen. Aber, mein lieber Freund, die europäischen großen Herren sind noch nicht so klug, wie ihr Bergbauern es seid.“

Franz Karl Ender

BERLIN

Krupp nicht recht gut bezahlt worden sind. Die Firma Krupp sollte dem deutschen Volke danken, daß es diese Firma so hat blühen, wachsen und gedeihen lassen, wenn auch zu einem großen Teil recht widerwillig."

Karl Liebknecht, der sozialdemokratische Abgeordnete, sprach diese Sätze im Preußischen Landtag am 19. April 1913, und Matthias Erzberger, der Zentrumsabgeordnete, griff sie auf. Sie beide wurden wie Rathenau in Berlin von der Soldateska ermordet, als der Schock der gestürzten Monarchie, der Revolution von 1918, überwunden war und die Restauration Morgenluft witterte. Sie hatten nichts vergessen, die Herren, und nichts hinzulernt. Und was für eine Stadt war Berlin inzwischen geworden!

Die Berliner Volksbühne war der Wegbereiter Gerhart Hauptmanns. — In Berlin schrieben Franz Mehring, Carl von Ossietzki und Tucholski. In Berlin hatten sich die freien Gewerkschaften im ADGB das Instrument geschaffen, das zum Generalstreik aufrufen konnte und damit den Kapp-Putsch zu Fall brachte. Mit Panzern und Maschinengewehren war die Reaktion in Berlin eingerückt, Berlins organisierte Arbeiterschaft streikte sie zuschanden.

Hochburg der Arbeiterbewegung ist Berlin bis 1930. Hort einer geistigen Freiheit, wie sie nie zuvor und in keiner Stadt der Welt geherrscht hat. Geistige Heimat wurde Berlin Tausenden von führenden Funktionären der Gewerkschafts- und der Arbeiterbewegung, hört sie sprechen von Berlin und sieht, wie ihre Augen aufleuchten, wenn sie es tun.

Acht Millionen Erwerbslose in Deutschland, davon fast eine in Berlin, Brünnings Notverordnungen und der Artikel 48 der Reichsverfassung ermühten die geschlossene Front.

Das haben weder Bomben noch Sektorengrenzen zerstören können: Die künstlerischen Impulse, die immer von Berlin kamen. Hier: Prof. Karl Hartung vor einem seiner Werke im Atelier.



Der 30. Januar 1933 kam, Berlins organisierte Arbeiterschaft sah zähneknirschend den Fackelzug der braunen Bataillone, die man außerhalb der Stadt gesammelt hatte. Lähmendes Entsetzen lag über der geliebten Stadt. Als sich die Lähmung löste, gab es das Columbiahaus, gab es Oranienburg, gab es SA-Kasernen, in denen der Widerstand zusammengeprügelt, zu Tode geschunden wurde. Den Rest besorgte die SS im Prinz-Albrecht-Palais. Das rote Berlin war tot. Die braune Spinne hatte ihre Fangarme über Deutschland geschlagen, und Berlin war ihr Herz.

Fang noch mal von vorne an deine alten Melodien von der schönen Stadt Berlin

Wie Sodom und Gomorra sühnte Berlin die faschistische Schande, die sich in seinen Mauern breitgemacht hatte. Bombenschäden gab es auch anderswo, aber den Berlinern war mehr zerschlagen als ihre Stadt: Die Selbstzufriedenheit, die Angeberei. Sie waren nicht mehr der Nabel der Welt. Aber wie im Märchen der Vogel Phönix stiegen sie geläutert aus den Flammen des „Endkampfes“ empor und besannen sich auf das, was sie in den Augen der Arbeiterschaft der Welt groß gemacht hatte: ihren Fleiß, ihre Zähigkeit, ihren nüchternen Blick für die Wirklichkeit und ihre ruhmreiche gewerkschaftliche und sozialistische Tradition. Sie gingen an die Arbeit, sie ertrugen die Blockade, sie bauten auf. Und weil sie sich selbst halfen, half ihnen die Welt, allen voran die Amerikaner mit dem Marshallplan. Berlin wird wieder Berlin, das Berlin, das wir liebten und nicht aufhören werden zu lieben. Heute noch „Bastion Berlin“, morgen Mittelpunkt eines ungeteilten, freien und friedlichen Deutschlands!

Berlin baut auf! Aber die Berliner Arbeiter lassen sich nicht mehr — wie vor fünfzig Jahren — in finstere Hinterhöfe verbannen. Häuser rechts werden nie wieder entstehen.



**Material
not available**

**due to copyright
restrictions**

LÄRM

Der Lärm, eine Geißel der modernen Menschheit, beherrscht die verkehrsreichen Straßen der großen Städte und die Werkhallen ungezählter Fabriken in allen Ländern der „zivilisierten“ Welt. Hier kann nur die Technik wiedergutmachen, was sie selbst verschuldet hat.

So hat vor etwa Jahresfrist eine amerikanische Maschinenfabrik in einer ihrer Werkzeugmaschinenhallen durch neuartige und gar nicht besonders kostspielige Maßnahmen den Lärm um nahezu 35 v. H. verringert. Zeitmessungen vor und nach dieser betrieblichen Veränderung wiesen als Folge geringerer Ermüdung durch den Lärm 5,2 bis 14,5 v. H., im Durchschnitt 7,2 v. H. Zeiteinsparung an den untersuchten Arbeitsgängen nach. Schätzungen ergaben eine Mindestersparnis von täglich insgesamt 78 Arbeitsstunden bei den dort schaffenden zwei Schichten von je 75 Mann.

Bei dem „ohrenbetäubenden“ Lärm, der die betreffende Halle von etwa 1120 qm Grundfläche durch das Arbeiten von mehr als hundert Werkzeugmaschinen vor Einführung der Schalldämpfungsmaßnahmen erfüllte, war es nur zu verständlich, wenn die dort beschäftigten Arbeiter zur „Selbsthilfe“ schritten, indem sie während der Arbeitszeit gelegentlich für ein paar Minuten die Stätte des Lärms verließen oder auch einmal einen Tag „blau machten“. Nachdem die Fabrik so viel ruhiger geworden ist, hat das Fehlen von Arbeitskräften um 12 v. H. abgenommen. Außerdem hat sich der „Ausschuß“ um ein Drittel verringert. Mündliche Anweisungen werden leichter verstanden, was zuvor infolge des Lärms kaum möglich war — genau wie das Telefonieren in den benachbarten Büros. Weniger Mißverständnisse aber heißt weniger Leerlauf.

Dieses praktische Beispiel mit seinen Vergleichszahlen gibt einen Anhaltspunkt für das Ausmaß dessen, was durch systematische Lärmbekämpfung erreicht werden kann. Hier lassen sich ungeahnte Reserven für die Volkswirtschaft aktivieren, ganz abgesehen von dem Gewinn, der für den einzelnen Betrieb dabei herauspringt. Hinsichtlich des Aufwands ist von Bedeutung, daß es zur Erzielung solcher Schalldämpfung keinerlei baulicher Veränderungen bedarf.

Die Gesamtkosten einer solchen Anlage betragen nur etwa ein Viertel des Aufwandes, mit dem man bei baulichen Maßnahmen zur Schalldämpfung durch Einlegen von Absorptionsplatten in die Decken und Wände rechnen muß, abgesehen davon, daß bei senkrechter Aufhängung die zahlreichen Träger, Schienen, Leitungen, Beleuchtungskörper und dergleichen an oder in der Decke keinerlei Hindernis bedeuten. Der geringe Investitionsbedarf aber dürfte den Entschluß zu diesem Kampf gegen den Lärm und die Steigerung der Produktivität erleichtern.

Dipl.-Ing. A. Ryback



Eine Brille, nichts als eine einfache Hornbrille blieb übrig von einem Berliner Bürger, der Dr. Linse heißt und ein Rechtsanwalt ist. Die Brille lag am Rande des Bürgersteigs vor der Wohnung des Dr. Linse. Dort hob die Westberliner Kriminalpolizei sie auf. Von ihrem Besitzer aber weiß man nichts. Spuren führen in den Ostsektor. Aber auch dort weiß man nichts. Der ostzonale Staatssicherheitsdienst untersteht nicht der Regierung. Er kann tun, was er will. Niemand wird Rechenschaft verlangen. Und er allein weiß, wo sich Dr. Linse zurzeit in der Sowjetzone befindet.

WIE DR. LINSE ENTFÜHRT WURDE



Eines Morgens trat Dr. Linse aus seinem Haus auf die Straße, genau wie an jedem anderen Morgen. Da kam ein Mann auf ihn zu und bat ihn um Feuer. Während Dr. Linse in die Tasche griff, bekam er einen Kinnhaken versetzt. Zugleich tauchten zwei andere Männer auf und zertrümmerten den Rechtsanwalt in einen Wagen. Eine Frau, die den Vorfall beobachtet hatte, alarmierte die Polizei. Zu spät. Der Wagen war schon verschwunden.

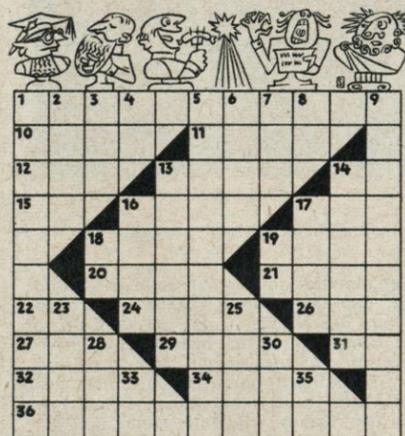


Der Wagen fuhr inzwischen, wie andere Passanten beobachteten, in rasendem Tempo der benachbarten Sektorengrenze entgegen. Da öffnete sich der ostzonale Schlagbaum und ließ den Wagen unkontrolliert passieren. Mehr ist über den Fall Dr. Linse nicht zu erfahren. Die Fotos entstanden, als die Polizei die Entführung rekonstruierte und überprüfte.



25 000 Westberliner demonstrierten auf dem Rathausplatz gegen die Entführung Dr. Linses. Es kam zu heftigen Zwischenfällen, als Kommunisten die Veranstaltung zu stören versuchten. Ein Kommunist wurde blutig geschlagen. Westberliner Polizei mußte ihn schützen. Fotos: Seeger

Rätsel



KREUZWORTRÄTSEL

Waagrecht: 1. Leckerbissen, 10. Schilf, Sumpf, 11. Haarwuchs im Gesicht, 12. englisches Bier, 13. Frühling, poetisch, 14. chemisches Zeichen für Strontium, 15. Abkürzung für „meines Erachtens“, 16. ängstlich, 17. persönliches Fürwort, 18. Grenze, 19. Herr, 20. Grenzfluß zwischen Ober- und Niederösterreich, 21. Einheit der Leistung des elektrischen Stromes, 22. chemisches Zeichen für Iridium, 24. Fischereigerät, 26. rumänische Münzen, 27. Unflat, 29. Seil, Tau, 31. Abkürzung für Registerplatte, 32. eine der Gezeiten, 34. bekannte Weinstadt im Burgenland, 36. Griff eines Garten-gerätes.

Senkrecht: 1. Schauspielersche, 2. Hast, 3. die dem Wind abgekehrte Schiffseite, 4. Abkürzung für den USA-Staat Idaho, 5. Name des Planeten Venus, wenn er am Abendhimmel sichtbar ist, 6. Meeresalge, 7. metallhaltiges Gestein, 8. Abkürzung für Stück, 9. für besondere Verdienste zu-erkannter Titel, 13. österreichischer Walzerkomponist (1801—1843), 14. mineralischer Absatz aus Quellen, 16. Achterklärung, 17. großer Raum, 18. chemisches Zeichen für Rhenium, 19. Abkürzung für „meines Wissens“, 23. Amtskleid, 25. höchster griechischer Gott, 28. geläufige Kurzbezeichnung für Tuberkulose, 30. Ausruf, der zum Schweigen auffordert, 33. Abkürzung für eigenhändig, 35. chemisches Zeichen für Titan.

Auflösung aus Nr. 19

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Dresden, 6. Saat, 7. Olaf, 10. Saage, 12. Tibet, 14. Enare, 16. Elan, 18. Dutt, 19. Mal, 20. Teer, 23. Zeil, 25. Mer, 27. Birma, 28. Guben, 29. Eden, 30. Inge, 31. Breslau, Senkrecht: 1. da, 2. Rasen, 3. Etat, 4. Doge, 5. Elend, 6. Seil, 8. Furt, 9. Stettin, 11. Wetzlar, 13. Basel, 15. Auber, 17. Man, 21. Elbe, 22. Reger, 23. Zinna, 24. Imme, 26. Rune, 27. Beil.

Die Erbschaft des wilden Crosh

Wie es zu der Fehde zwischen Mulligan und Fiercy Crosh gekommen war? Mulligan hatte sich vor sechs Jahren in seinem ehemaligen Trapperrevier, droben zwischen dem Mount Foraker und dem Mount MacKinley, auf das unsichere Eis eines kleinen Sees niedergehockt, um eine angefrorene Biberfalle loszumachen, und war dabei mit dem Hinterteil plötzlich durchgebrochen. Auf dem Heimweg, immer gegen den eisigen Wind an, war er gelaufen wie noch nie in seinem Leben. Und doch war ihm, als er nach Hause kam, das nasse Zeug am Unterleib angefroren. Er verbrachte eine schlimme Nacht, und noch am anderen Tage fühlte er sich todelend. Er spannte seine vier Hunde vor den Schlitten und machte sich auf den Weg zu seinem nächsten Nachbar. Aber er konnte vor Schmerzen im Unterleib weder das Fahren noch das Gehen aus- halten, und so gab er schon nach einer halben Meile das Unternehmen auf. Und sich selber dazu. Er schnitt die Geschirre der Hunde durch, um ihnen eine Chance zu geben, und trat den Rückweg zu seinem Blockhaus an; es schien ihm irgendetwas tröstlicher, wenigstens unter Dach zu sterben. Auf Händen und Knien rutschte er also nach Hause, und dabei erfor er sich noch mehrere Finger. Er legte sich ins Bett und wartete auf den Tod. Der Tod freilich kam nicht, statt seiner aber am dritten Tag Mulligans Nachbar Fiercy Crosh zu der eisverkrusteten Tür herein. Von ihm hatte Mulligan seine vier Hunde gekauft, und die waren, nachdem er sie freigelassen, auf einmal vor dem Blockhaus ihres früheren Herrn erschienen.

Gemartert von furchtbaren Schmerzen weigerte Mulligan sich, aufzustehen und sich ins Hospital transportieren zu lassen. Aber der Nachbar wurde nicht umsonst „Fiercy Crosh“ — wilder Crosh — genannt. Er erklärte Mulligan für den blutig-verdammtesten Narren von ganz Amerika, er schrie und schimpfte mit wildrollenden schwarzen Augen auf ihn ein, und als auch das nicht half, nahm er wutentbrannt ein Stück Feuerholz und verdrosch damit den Kranken ganz mörderisch.

Dann hatte er ihn gewaltsam angekleidet, auf seinen Schlitten geladen und annähernd zweihundertvierzig Kilometer weit durch eine der wildesten Gebirgsgegenden Alaskas geschleppt, bei einer Kälte, die sich immer zwischen zwanzig und dreißig Grad hielt. Mit sieben Hunden war er aufgebrochen und mit zweien kam er an. Nie kann ein Mensch, der es nicht erlebt hat, begreifen, was Crosh auf dieser wahnsinnigen Tour für Mulligan getan hat.

Als Fiercy Crosh mit dem Kranken im Hospital ankam, war Mulligan mehr denn je davon überzeugt, daß er nie wieder auf die Beine kommen könnte, und so erklärte er mit dem letzten Rest seiner Kräfte, im Beisein von Crosh, dem Arzt und zwei Pflegerinnen, daß er hiermit all sein Eigentum seinen Nachbar Fiercy Crosh vermache. Nach drei Monaten aber wurde er entlassen und war so gesund wie früher. Schon ein paar Tage darauf jedoch war er plötzlich aus Anchorage verschwunden und blieb verschwunden, drei volle Jahre lang. In sein einsames Re-

vier war er nicht zurückgekehrt; deshalb holte Crosh im nächsten Jahr alle seine Sachen aus dem verlassenen Blockhaus und nahm sie für ihn in Verwahrung.

Im Frühjahr des dritten Jahres kam eines Abends ein fremdes, ungewohnt sauber aussehendes Motorboot das Inlet herauf, und die himmellangen Stelzen, die sich über die Relling des schmucken Fahrzeuges schlangen, konnten auf der ganzen Welt nur Mulligan gehören. Auf die Frage seiner Bekannten, warum er denn aus seinem Blockhaus nicht wenigstens den Haufen erstklassiger Pelze abgeholt hätte, erklärte Mulligan erstaunten Tones: „Ja, alles, was in meiner Cabin ist, gehört doch Fiercy!“

Fiercy Crosh spuckte Feuer, als er vom Wiederauftauchen Mulligans und seinem Standpunkt in der Erbschaftsangelegenheit hörte. „Drei Jahre hat er gebraucht, um sein lächerliches Boot zu verdienen“, sagte er, „und dabei hätte er es sich mit seinen Marderpelzen sofort kaufen können.“ Wutschnaubend raste er hinter Mulligan her und Mulligan hinter Fiercy Crosh. Alle Fischer, Pelztierjäger und Fallensteller, bis zum Sheriff von Anchorage, bemühten sich, die beiden auseinanderzuhalten, und alle waren sich darin einig, daß es selten so was von wunderbarer Kameradschaft gegeben hatte wie zwischen Fiercy Crosh und Mulligan, hoch droben in Alaska.

Artur Heye

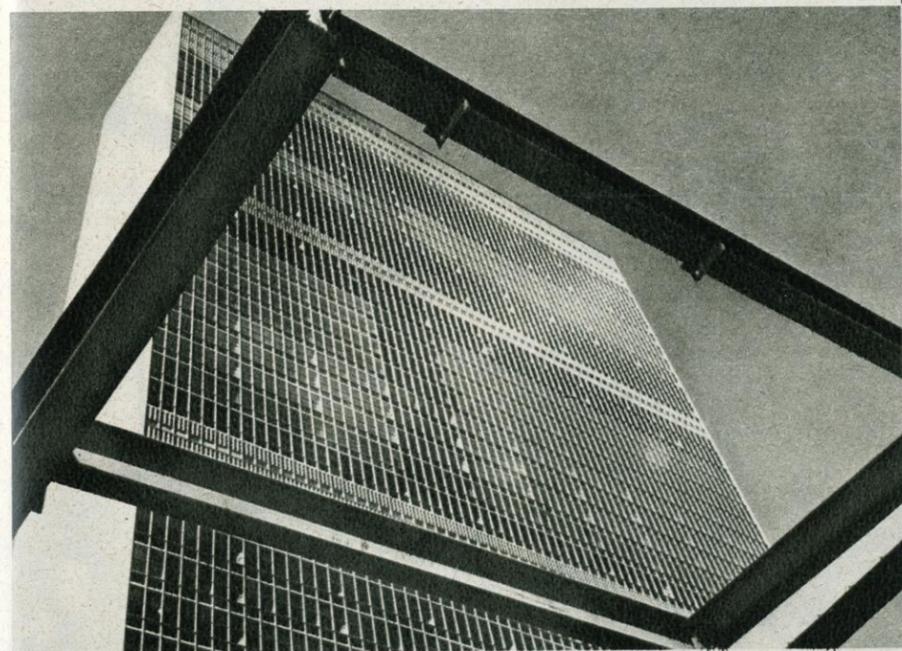
(Entnommen aus „Im letzten Westen“. Mit Trappern, Fischern und Goldsuchern in Alaska, erschienen beim Verlag Albert Müller A.G., Rüslikon.)

5 VON 12 MILLIONEN



Unser Berichterstatter Senn fotografiert 5 Menschen in Neuyork

Neuyork ist die größte und volkreichste Stadt der Erde. Es hat die meisten Millionäre, die größte Armut und die höchsten Häuser. Die nüchternste Beschreibung von Neuyork bedarf so vieler Superlative, daß es unerträglich klingt. Aber so kolossal, so groß, so überdimensioniert ist alles in dieser Stadt. Nur der Mensch ist ganz klein. Das größte Wunder der Stadt ist: daß er dort leben kann, daß die zwölf Millionen Menschen nicht zu Robotern werden. Der lebendige Mensch mit seiner lebendigen Seele ist ständig von der Übermacht aus Stahl, Beton, Glas und Asphalt bedroht. Er vereinsamt. Nicht das offizielle Neuyork soll in dieser Reportage gezeigt werden, sondern die Kehrseite der Medaille. Unsere Kamera blickt in die „Hinterhöfe“ der Wolkenkratzer. Die Menschen, die dort leben müssen, stehen auf der Schattenseite des Lebens . . .



Das offizielle Bild und die Kehrseite. „Neuyork überwältigt“, erzählt unser Berichterstatter. Nachts die Millionen Lichter und am Tag die himmelauftragenden Riesen aus Beton. Jeder legt vor dem modernen UNO-Wolkenkratzer den Kopf in den Nacken und ist hingerissen. Aber die Lichter und die Riesen sind nur ein Teil von Neuyork. Sie geben das offizielle Bild der Millionenstadt, aber die Kehrseite ist anders. Zwischen den Wolkenkratzern stehen enge, kleine Häuser. Wäsche flattert im Winde. Ein Zeichen, daß hier Menschen leben. Und diese Menschen interessierten unseren Fotografen: „5 von 12 Millionen habe ich fotografiert!“



Er lächelt — für eine Sekunde. Der Chinese bemerkte unseren Fotografen nicht. Sein verkniffenes Gesicht entspannte sich nur für eine Sekunde, als seine Kinder ihm vom Fenster aus nachwinkten. „Und diese menschliche Regung war wohlthuend im Dickicht der Wolkenkratzer.“



Ein »Hobo«, ein Großstadtvagabund, sucht auf dem Bürgersteig Schlaf und Vergessenheit. Die Polizei läßt ihn hier im Chinesenviertel in Frieden. Nur wenn einer kein Hemd anhat, blutet oder tot ist, kommt die Polizei und bringt ihn ins Spital oder Leichenschauhaus. „Man ist sehr einsam in Neuyork.“



Die alte Dame mit dem weißen Pudel. Jeden Nachmittag sitzt sie an derselben Stelle. Sie ist altmodisch gekleidet und liest alte Zeitungen. Niemand fragt: „Warum?“ Es ist ihre eigene Angelegenheit und die ihres Pudels. Manchmal gibt es in dieser Straße eine Razzia, aber die Dame und den Pudel belästigt man nie.



Ich war Augenzeuge einer Schlägerei. Angetrunkener wollte den Boß eines Zeitungskonzerns sprechen, um ihn politisch umzustimmen, aber gegen 90 Wächter, die den Riesenbau hüteten, kam er nicht an. So flog er unsanft auf die Straße. Da lag er noch eine Weile, dann erhob er sich ernüchtert und wankte kopfschüttelnd in die 46. Straße.



Dem kleinen Schuhputzer erzählte ich, daß ich ihn für eine deutsche Jugendzeitschrift fotografieren wollte. „So, so“, sagte er ziemlich uninteressiert und schielte auf meine staubigen Schuhe. Doch ehe ich ihm meinen Fuß hinhalten konnte, war er weg. Abgehauen mit Stuhl und Kiste. Polizei war da! Er arbeitete „schwarz“.

garniert von Jacopp Ohr

„Erziehe dir deinen tüchtigen Jungen zum Olympiasieger, und du kannst es im Alter erleben, daß dir die Nation ein Haus zum schöneren Verbringen des Lebensabends stiftet!“ So könnte man Brasiliens Geschenk an die Mutter des Goldmedaillenträgers im Dreisprung, Adhemar Ferreira da Silva, motivieren. Um nämlich die Amateureigenschaft des prächtigen Brasilianers nicht zu gefährden, baute man als Auszeichnung der Mutter Augusta ein hübsches kleines Häuschen, in dem — nun auch Adhemar wohnen kann. Und dem Dreisprungssieger von Helsinki wird sein Lebenswunsch in Erfüllung gehen, sein Studium zu beenden und die Laufbahn eines Advokaten beschreiten zu können. Als letzter ging der 31jährige britische Motorradfahrer J. Hedley auf der Insel Man durchs Ziel. Trotzdem erklärte ihn das Renngericht zum Sieger und hängte ihm den goldenen Lorbeerkrantz um. Hedley hatte, in aussichtsreicher Position liegend, seine 375-ccm-Maschine angehalten, um einem kurz vor ihm gestürzten Konkurrenten erste Hilfe zu leisten. Er verlor dabei wertvolle Zeit.

„Idrottsbladet“ berichtet aus Paris, daß der luxemburgische 1500-m-Olympiasieger Josy Barthel nach seiner „nacholympischen Revanche“, welche er in Zürich gegen den deutschen Meister Werner Lueg gewann, sehr enttäuscht in seine Heimat zurückgekehrt ist. Josy Barthel war vor vier Jahren als unbekannter Läufer in der Schweiz gestartet, hatte einen zweiten Platz belegt und zu seiner Freude mit einer goldenen

Uhr einen wertvollen Ehrenpreis erhalten. Als Barthel mit seinem Start in Zürich den schweizerischen Veranstaltern zu einem Rekordbesuch verholfen hatte, erhielt er als Ehrengabe einen — Wecker.

„Wir haben zu Hause ja eigentlich einen Wecker“, meinte Barthel. „Können wir nicht vielleicht einen Tausch vornehmen, kann ich nicht eine Armbanduhr für meine Frau bekommen?“ „Ja, gewiß“, lautete die Antwort, „das läßt sich alles morgen ordnen.“

Am nächsten Tage wählte Josy Barthel eine Armbanduhr für seine Frau aus und gab den Wecker dem Kassierer des schweizerischen Klubs zurück.

„Hm, ja“, meinte dieser, „da besteht ja nun ein Unterschied im Preis...“

Der Olympiasieger Josy Barthel bezahlte die Differenz — und ging.

Der 40jährige André Bonhomme legte soeben eine „Tour de France“ zu Fuß zurück. Der wackere Marschierer startete am 12. Mai mit einem 15 kg schweren Rucksack und legte 5423 km per pedes in 105 Etappen — bei nur drei Ruhetagen — zurück. Durchschnittlich schaffte er 50 km je Tag, von Lille nach Dünkirchen sogar 84 km. Als André Bonhomme wieder in Paris am Place de la République eintraf, zeigte er voll Stolz seine Silbermedaillen, die er von den Stadtverwaltungen von Marseille und Le Havre empfangen hatte.

Zu einem kuriosen Zwischenfall kam es bei einer Amateurboxveranstaltung in Vege sack. Als einer der Boxer zum Kampf in den Ring gestiegen war, erschien plötzlich sein Vater, mit einem Stock bewaffnet, an den Seilen. Er gab seinem volljährigen Sohn eine Ohrfeige und forderte ihn auf, den Ring zu verlassen. Um einen Skandal zu vermeiden, kam der Sohn der Aufforderung nach, und der Kampf mußte abgesagt werden. Schon bei einer früheren Veranstaltung war der Vater einmal durch das Fenster eines Umkleeraumes eingestiegen und hatte den sportbegeisterten Sohn, der sich gerade zum Boxkampf umzog, mit nach Hause genommen.

Italiens Internationaler Amadei wurde zum Stadtrat von Rom gewählt und hat es inzwischen bis zum stellvertretenden Bürgermeister gebracht. Amadeis Partei gehört zur bürgerlichen Mitte, die aber so zahlreich in den neuen Stadtrat einzog, daß sich einige Stadträte dieser Partei auf die Bänke der links- und rechtsgerichteten Parteien setzen mußten. Darunter auch Amadei. Als er zu seiner ersten Rede ausholte, knallte ihm plötzlich der Ruf ins Gesicht: „Achtung, Herr Kollege, Sie sind abseits!“ Worauf Amadei schlagfertig antwortete: „Sie sind im Irrtum, ich schieße eben einen Elfmeter!“ Womit er die Lacher auf seiner Seite hatte.

Der englische Fußballklub Derby County will ein Flugzeug kaufen, um seinem Manager Stuart McMillan und seinen „Spähern“ die Gelegenheit zu geben, ihre Reisen zur Beobachtung der gegenwärtigen Mannschaften und talentierter Spieler auf kürzestem Wege zurückzulegen, damit Zeitverluste durch lange Eisenbahn- oder Autoreisen vermieden werden. Der Klub will ein Viersitzer-Flugzeug erwerben. Der Kaufpreis stellt sich auf rund 30 000 DM. Das Flugzeug wird in Burnaston bei Derby stationiert sein. Die Unterstellung in der Flugzeughalle kostet 1 Pfund (etwa 12 DM) je Woche. Der vom Flughafen gestellte Flugzeugführer bekommt etwa 16 DM je Flugstunde.

KURZ BERICHTET

Junge Autoren

Der Jugendfunk des Nordwestdeutschen Rundfunks beabsichtigt, in seiner Sendung am 29. Oktober — 18.10 Uhr bis 18.40 Uhr auf UKW-Nord — „Junge Autoren — Neue Versuche in Lyrik und Prosa“, bisher unveröffentlichte Arbeiten junger Schriftsteller, zur Diskussion zu stellen. Es sollen nicht Berufsschriftsteller zu Wort kommen, sondern junge Menschen bis zu 30 Jahren aus allen Kreisen. Es kommt sowohl Lyrik als auch Prosa in Frage, jedoch soll der einzelne Beitrag 50 Schreibmaschinenzeilen nicht überschreiten. Einsendeschluß ist der 15. Oktober 1952. Der NWDR-Jugendfunk macht darauf aufmerksam, daß ein sehr strenger Maßstab angelegt wird und daß es sich keineswegs um einen Wettbewerb, sondern um eine reguläre Rundfunksendung handelt, deren Beiträge nach den üblichen Sätzen honoriert werden. Einsendungen sind zu richten an den Nordwestdeutschen Rundfunk, Funkhaus Hamburg, Abt. Jugendfunk, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 132.

Domvikar Bokler

Prälat Wolker, der nach längerem Krankenhausaufenthalt in Köln-Hohenland zurückgekehrt ist, wird aus gesundheitlichen Rücksichten von seinem Amt als Geistlicher Leiter der Mannesjugendseelsorge und der Hauptstelle Altenberg zurücktreten. In der geistigen Führungsarbeit für die katholische Jugend wird er weiterhin aktiv bleiben. Als sein Nachfolger im Amt wurde von der Fuldaer Bischofskonferenz Domvikar Bokler, bisher Diözesanjugendseelsorger in Limburg, ausersehen.

Wenn Jugendvertreter tagen

ZUR FRANKFURTER DELEGIERTENTAGUNG DES DEUTSCHEN BUNDESJUGENDRINGS

Über 500 Vertreter der Jugendorganisationen und Landesjugendringe aus der Bundesrepublik und Westberlin waren zur Delegiertentagung des Deutschen Bundesjugendrings gekommen, mit der am 19. und 20. September in Frankfurt (Main) die „Woche der Jugend“ 1952 eröffnet wurde. Es war die Prominenz der deutschen Jugendbewegung, die sich hier versammelt hatte. Die fünfeinhalb Millionen organisierter westdeutscher Jugendlichen, die hinter ihnen stehen, bilden zwar nicht die Mehrheit der deutschen Jugend, aber doch, um mit Dr. Ehlers zu sprechen, eine gewisse repräsentative Elite, denn „die Masse, die sich nicht ansprechen lassen will, hat keine entscheidende Bedeutung“. Ein großer Teil der Delegierten war zwar dem Jugendalter schon seit einiger Zeit entwachsen, aber das Wort, daß nicht das Alter, sondern das Herz über die Jugendlichkeit entscheide, ist nicht totzukriegen. Leider kann man diese jugendlichen Herzen bei der Beurteilung des äußeren Eindrucks nicht sehen. Zahlreiche Ehrengäste, darunter Vertreter der Bundesregierung und der Bundestagsfraktionen, waren zur Eröffnungskundgebung der „Woche der Jugend“ in der Paulskirche erschienen und berechtigten zu der Hoffnung, daß ihre Anwesenheit mehr als eine freundliche Geste gegenüber der Jugend bedeutete.

„Arbeit und Beruf“, „Staatsbürgerliche Erziehung“, „Rechts- und linksradikale Tendenzen“, „Jugendgesetzgebung“, „Jugend und Kultur“ und „Vereinigtes Europa“ waren die Themen, mit denen sich die Delegierten in sechs Arbeitsgemeinschaften eingehend befaßten. Mit Bedauern mußten wir jedoch feststellen, daß das so außerordentlich wichtige Gebiet der Jugendarbeitsgesetzgebung nicht mit der notwendigen Gründlichkeit behandelt wurde. Bis man festgestellt hatte, daß dieses Gebiet unter die Zuständigkeit der Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Beruf“ fällt, war schon wertvolle Zeit verstrichen und eine umfassende Behandlung dieser Frage nicht mehr möglich. Man kam noch zur Forderung nach einer sofortigen Verabschiedung des Jugendarbeitsschutzgesetzes, aber die verhängnisvollen Jugendparagrafen des Kündigungsschutz- und Betriebsverfassungsgesetzes kamen mit keinem Wort zur Sprache. Hier hat die Regie nicht geklappt!

Eine solche Invasion von jungen Rednern wie bei der Berichterstattung der einzelnen Arbeitsausschüsse hat die ehrwürdige Paulskirche wohl noch nie erlebt. Auch konnten sich die Ergebnisse der Arbeitstagung durchaus sehen lassen. Es gab keine Fensterreden, sondern konkrete Vorschläge und sachliche Stellungnahmen der deutschen Jugendverbände zu wichtigen politischen, sozialen und kulturellen Fragen.

Bundestagspräsident Dr. Ehlers warnte in seiner Ansprache in der Paulskirche davor, daß man alles vom Staat erwarte und dann nicht mehr in der Lage sei, etwas selbst zu tun. Er sprach dem Bundesjugendring seine Anerkennung aus und meinte abschließend, daß wir den Weg zu Europa gehen müßten, weil es dann keinen Krieg zwischen europäischen Völkern mehr geben würde. Der Vorsitzende der Sozialistischen Jugendinternationale, Peter Strasser, der im Namen der 40 anwesenden Vertreter westeuropäischer Jugendorganisationen sprach, forderte ein vereinigtes Europa gleichberechtigter Völker, das keine Ausbeutung mehr kennt und seine Grenzen für die unterdrückten Völker im Osten und in Spanien offenhält. Nachdem so viel von Europa und auch von der Tugend der Toleranz gesprochen worden war, wurde die Kundgebung in der Paulskirche mit dem Deutschlandlied beschlossen. Dieser Mißton, der über ein Drittel der Anwesenden zum Verlassen des Raumes veranlaßte, hätte leicht vermieden werden können, denn es war auch der in dieser Frage entscheidenden Mehrheit des Bundesjugendrings bekannt, daß viele Delegierte aus verschiedenen Organisationen hier in Gewissenskonflikte kommen mußten und nicht anders reagieren konnten. Peter Strasser meinte: „Man hätte hier wenigstens auf uns Ausländer Rücksicht nehmen können.“

Trotz mancher Schönheitsfehler wurde auf dieser Delegiertentagung eine gute Arbeit geleistet und Ergebnisse erzielt, die man von solchen gewollt repräsentativen Veranstaltungen nicht immer gewohnt ist. In regen Debatten wurde erfreulich sachlich um die Probleme gerungen und Arbeitsergebnisse für die künftige Arbeit im Bundesjugendring und in den Gruppen im ganzen Lande erzielt. Daß dabei sehr unterschiedliche Auffassungen und Meinungen hervortraten und eine Einigung nicht immer möglich war, kann man nur als positives Zeichen werten. Wenn in den Stellungnahmen zu aktuellen Fragen die kritischen Äußerungen überwogen, liegt die Schuld nicht bei der Jugend und ihren Verbänden. Als Vorsitzender des Bundesjugendrings faßte Willi Ginhold das Ergebnis der Tagung zusammen. Er forderte eine Erhöhung der Mittel des Bundesjugendplans von 20 auf 100 Millionen Mark, damit die Jugendarbeitslosigkeit beseitigt werden könne. Auch gedachte er der Sowjetzonenjugend und forderte die Freilassung der dort inhaftierten Jugendlichen. Als Anwalt der deutschen Jugend hat der Bundesjugendring auf seiner Frankfurter Delegiertentagung die Lebensfragen der Jugend behandelt und wichtige Anregungen gegeben. Die Reaktion der Öffentlichkeit darauf wird mit entscheiden, wie sich die von Dr. Ehlers bedauerte Skepsis zum Staate dieser „Jugend auf dem Weg“ weiter entwickeln wird.



Als Vorsitzender des Bundesjugendrings faßte Willi Ginhold das Ergebnis der Tagung zusammen. Er forderte eine Erhöhung der Mittel des Bundesjugendplans von 20 auf 100 Millionen Mark, damit die Jugendarbeitslosigkeit beseitigt werden könne. Auch gedachte er der Sowjetzonenjugend und forderte die Freilassung der dort inhaftierten Jugendlichen.

Foto: Ruppenth

AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT

DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter, Wilhelm Biedorf, Schriftleitung: Hans Trepple, Tel.: 21 15 88, 21 16 88, Fernschreiber: 088 562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunkstationen und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupferdruck: Kölner Presse-Druck GmbH., Köln, Breite Str. 70, Pressehaus.